

Gemeinsam auf der Ringermatte

Bröskamp, Bernd

Postprint / Postprint

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bröskamp, B. (2000). Gemeinsam auf der Ringermatte. *Zeitschrift für Kulturaustausch*, 1, 92-95. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-373581>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC Licence (Attribution-NonCommercial). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0>

Gemeinsam auf der Ringermatte

„Wer heute in (West-) Berlin oder einer beliebigen anderen Großstadt der alten Bundesrepublik aufwächst und in einem Sportverein Fußball spielt, für eine Boxmannschaft in den Ring steigt oder einfach nur am Sportunterricht in der Schule teilnimmt, der tut dies zumeist gemeinsam mit Jugendlichen unterschiedlichster kultureller Herkunft. Wie kann der Sport besser für die Integration von Ausländern genutzt werden?

von Bernd Bröskamp

Ob Capoeira in Deutschland, kalifornischer Sport in Frankreich oder Body-Styling in Polen – die Entstehung immer neuer Sportarten als Ausdruck konkurrierender Lebensstile und Jugendkulturen gehört zur globalen Zirkulation sportlicher Praxisformen. Im Zuge dieser Trends haben die Einwanderungen der Nachkriegszeit eine Reihe ganz eigener Akzente gesetzt. So stieg die Anzahl männlicher Sportvereinsmitglieder mit ausländischem Pass kontinuierlich an, und so mancher altgediente Fußballclub oder Ringerverein von lokalem Rang verdankt seine Existenzsicherung der Sportbegeisterung seiner nicht-deutschen Klientel. Überlagert wird dies von der Gründung unzähliger so genannter ethnischer Sport- und Fußballvereine mit der Entstehung von Einwanderer-Communities (bekanntestes Beispiel: der Berliner Fußballclub Türkiyemspor als sportliches Aushängeschild des Bezirks Kreuzberg), eine Entwicklung, die vorhandene Tendenzen zur

„Viele Berufsideologen des Sports erliegen der Versuchung zu glauben, die gesamte Geschichte der modernen Olympischen Spiele und damit die Vorstellung von der völkerverbindenden Wirkung des Sports hinter sich zu haben“

kulturellen Differenzierung des Sportangebots um den ethnischen Faktor erweitert. Auch die Zusammensetzung des Publikums hat sich entsprechend verändert und, damit einhergehend, oftmals auch die Art des Zuschauerverhaltens, also die Art der symbolischen Unterstützung und der Beifallsbekundungen.

An den Schulen haben es die Sportlehrer mit ei-

ner ethnisch gemischten Schülerschaft und entsprechend unterschiedlichen Sport Einstellungen zu tun, für deren Unterrichtung sie im Rahmen ihrer Ausbildung nur in Ausnahmefällen mit dem notwendigen Know-how ausgestattet worden sind. Das Sportinteresse der ihnen anvertrauten Jugendlichen konzentriert sich jedoch keinesfalls nur auf den Sportunterricht, sondern kommt oft genug auch den im sozialen Nahraum oder auch weiter entfernt angesiedelten kommerziellen Sportanbietern zugute. Vor allem türkische Jugendliche zieht es bevorzugt in Sport- und Fitnessstudios mit einem Angebotsrepertoire, das Kampfsportarten wie Karate, Taekwondo oder Kung-Fu umfasst. All dies zusammengekommen zeigt, dass bestimmte Segmente des Sports eine besondere Anziehungskraft auf Angehörige ethnischer Minderheiten in der Bundesrepublik ausüben. Insofern kann man mit Fug und Recht behaupten, dass der Sport neben der Schule und der Arbeitswelt vor allem für die jüngeren Generationen zu einem zentralen Ort der interkulturellen Begegnung geworden ist. Angesichts dieser Feststellung ist es verführerisch, vom Sport generell einen wichtigen Beitrag zur Verbesserung des Zusammenlebens in der Einwanderungsgesellschaft zu erwarten. Inländische wie ausländische Berufsideologen des Sports erliegen dieser Versuchung. Wer die gesamte Geschichte der modernen Olympischen Spiele und damit auch die verklärende Vorstellung von der völkerverbindenden Wirkung des Sports hinter sich zu wissen glaubt, ist leicht davon überzeugt, der Sport könne mehr als jeder andere gesellschaftliche Bereich die Integration von Fremden vorantreiben: „Sport spricht alle Sprachen“ – mit diesem Slogan werben der Deutsche Sportbund (DSB), seine Funktionäre, aber auch Politiker und Pädagogen für den Sport als universales Mittel einer kulturübergreifenden Verständigung.

So positiv das mit diesen Initiativen verbundene Signal zur Öffnung des organisierten Sports zu bewerten ist, so wenig hilfreich ist diese Perspektive, wenn es darum geht, ins Auge fallende Phänomene der aktuellen Sportentwicklung zu verstehen. So etwa die Tatsache, dass das Angebot des herkömmlichen Vereinssports ganze Bevölkerungskategorien wie Frauen und Mädchen aus Einwandererfamilien kaum erreicht. Sie sind hier so gut wie gar nicht präsent. Ausnahmen wie das fernseherprobte Berliner Frauenfußball-Team des SC Agrispor oder die mediengewandte Kölner Boxerin Fikriye Selen bestätigen nur die Regel. Die postulierte integrative Kraft „des“ Sports stößt hier auf ihre Grenzen – eine Feststellung, die in gewisser Hinsicht auch für den Männersport gilt. Denn auch hier zeigt ein Blick auf die Gesamtheit des Sportan-

gebots, dass Sportler mit ethnisch-kulturellem Hintergrund jenseits von Fußball und Kampfsportarten in der überwältigenden Mehrheit der Individual- und Mannschaftssportarten (Fechten, Reiten, Leichtathletik, Hockey etc.) hoffnungslos unterrepräsentiert sind.

Die Welt des Sports in der Einwanderungsgesellschaft verfügt bei genauerem Hinsehen nur über eine relativ begrenzte Zahl sozialer Orte: Fußballplätze, Ringerhallen, Boxarenen, kommerzielle Sportanbieter, in gewisser Weise auch die Straße (Bolzplätze) und vor allem die Schulen mit ihren obligatorischen und fakultativen Sportangeboten. Entgegen den populären Vorstellungen vom Sport als idealem Medium einer interkulturellen Verständigung sind hier allerdings Konflikte an der Tagesordnung. Von besonderer Heftigkeit gekennzeichnet ist die Situation landauf landab auf den lokalen Fußballplätzen. Die Zahl der Spielabbrüche, der Ausbruch offener physischer Gewalt bis hin zu Schlägereien, Tötlichkeiten oder gar vorsätzlichen Körperverletzungen bei Fußballbegegnungen hat ein Ausmaß angenommen, das die Landesverbände des Fußballsports in Ratlosigkeit stürzt. Und wenn die Medien über diese Konflikte berichten, bedient ihr Interesse an zusätzlicher Dramatisierung eher gängige Stereotypen und Klischees („Messer im Stutzen“, „Prügeln bis zum Abpfiff“, „Die Serben verstehen Fußball als Existenzkampf“ usw.) anstatt sie zu durchbrechen.

Exzessive Gewaltausbrüche stellen jedoch nur eine Facette ethnisch-kultureller Konflikte im Sport dar. In anderen Kontexten können sie wesentlich subtilere Gestalt annehmen. Allein eine scheinbar so banale Frage wie die der Sportstättenvergabe an ethnische Vereine ist ein heißes Eisen, das den Eindruck von Willkür hervorrufen und Gefühle der Benachteiligung entzünden kann. Es gibt ferner Wettkampfregulierungen, die in Zeiten der Globalisierung und weltweiter Migration zunehmend anachronistisch sind. Ausgerechnet im Ringen, einer Sportart, die unter bestimmten Fraktionen türkischer Jugendlicher hohes Ansehen genießt, lässt die JugendSportordnung des Deutschen Ringverbundes deren Teilnahme an Deutschen Meisterschaften nicht zu, sofern sie nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen. Unvergessen ist vielen ein Beschluss des Berliner Athletik-Verbandes aus den späten achtziger Jahren, der zum damaligen Zeitpunkt auf große Empörung stieß: Nicht-deutsche Jugendliche sollten von den Berliner Ringermeisterschaften ausgeschlossen werden, weil kaum noch deutsche Ringer bereit waren, gegen „die starken Ausländer anzutreten.“ Auch der Schulsport erweist sich als ein Feld von Auseinandersetzungen mit ethnisch-kulturellem Hintergrund.

Neben einer situativen Dimension – der des Sportunterrichts und seiner Störanfälligkeit – besitzt dieser Konflikt wenigstens drei Aspekte: einen bildungspolitischen, einen religiös-kulturellen und einen juristischen. Bildungspolitisch gesehen lässt der Schulsport kaum den Willen erkennen, die Bildungsvoraussetzungen und Sporteinstellungen einer kulturell pluralen Schülerschaft zur Kenntnis zu nehmen, um sie bei Rahmenvorgaben der Unterrichtsgestaltung zu berücksichtigen. So ist die Entwicklung von Konzepten des interkulturellen Lernens im Sport weitgehend ausgeblieben. Selbst die Empfehlungen der Kultusministerkonferenz zur „Interkulturellen Bildung und Erziehung in der Schule“ aus dem Jahre 1996, die akribisch genau entsprechende Potentiale vom Geschichts- über den Deutsch- und musikalisch-künstlerischen Unterricht bis hin zur Arbeitslehre auflistet, schweigt sich aus zum Potenzial des Sportunterrichts. Und dies vor dem Hintergrund, dass das religiös-kulturell bedingte Phänomen der „Sportverweigerung“ einiger muslimischer Schülerinnen infolge einer ganzen Serie von Gerichtsverhandlungen weithin bekannt ist. Noch wird viel zu wenig begriffen, welches Potenzial an Lernmöglichkeiten hier brachliegt. Anstatt dessen überlassen der Schulsport und mit ihm weite Teile der Sport- und Bildungspolitik die Diskussion den Gerichten – und räumen das Feld.

Juristisch geht es dabei um die Frage, ob die Grundrechte auf Religions- und Glaubensfreiheit (Artikel 4 Absatz 1 GG) sowie das Erziehungsrecht der Eltern (Artikel 6 Absatz 2) höher einzustufen sei-

„Allein eine scheinbar so banale Frage wie die der Sportstättenvergabe an ethnische Vereine ist ein heißes Eisen.“

en als der staatliche Auftrag der Bildung und Erziehung (Art. 7 Abs. 1 GG). Im Kern ist hier jedoch eine tiefergehende gesellschaftliche Auseinandersetzung wirksam, die juristisch kaum zu klären ist. Sie ist symbolischer Art, und in ihr geht es um die Legitimität von Lebensstilen und in eins damit um die Definition des Körperlichen. Das Körperliche ist in allen modernen Gesellschaften zu einem zentralen Gegenstand der Konkurrenz geworden, in der es um Prestige, soziale Positionen und symbolische Macht geht. Die Entstehung einer Vielfalt von Sport- und Körpermoden, die Forcierung von Körperidealen einschließlich der Phänomene der Ästhetisierung, Erotisierung und – in Randbereichen – Brutalisierung des Körpers verbunden mit einem Jugendlichkeitskult. In Gerichtsverhandlungen, in denen die religiösen Gründe der Ablehnung einer Teilnahme am Sport- und Schwimmunterricht zur Sprache ge-

bracht werden, betonen die klagenden Familien, dass die im (koedukativen) Schulsport geltenden Verhaltens- und Präsentationsmuster des Körpers, die Akzentuierung seiner Konturen durch leichte, eng anliegende Sportkleidung, mit ihrem Verständnis und ihrer Auslegung muslimischer Bekleidungs-vorschriften kollidiert.

Körpereinstellungen und Sportverständnisse sind wandelbar, kulturell variabel und manchmal inkompatibel. In vielen alltäglichen Situationen sind Unterschiede ohne Belang und werden mit einer gewissen Gleichgültigkeit übergangen. In Sportsituationen jedoch, in denen der Körper als privilegiertes Handlungs- und Darstellungsmedium die Szene betritt, rücken mit ihm auch kulturelle Differenzen der Körperauffassungen ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Das Beispiel der gerichtlichen Auseinandersetzungen macht allerdings weit über den Sportunterricht hinaus etwas deutlich. Das Phänomen der körperlichen Fremdheit kann überall dort auftreten, wo der Körper zum Thema des Austauschs wird: bei

„Allein in Berlin finden Woche für Woche rund 1800 Fußballspiele statt, an denen bis zu 40 000 Kicker mit Staatsangehörigkeiten aus aller Herren Ländern beteiligt sind.“

Arzt-Patient-Beziehungen (körperliche Untersuchung), Körpertiteln, Geselligkeitstechniken etc. Dieses Phänomen ist dabei keineswegs auf interkulturelle Begegnungen begrenzt. Es gibt jede Menge körperzentrierte soziale Welten – die des Mannersports (mit ihren Umkleidekabinen und Anzughelken), der Saunen und Wellness-Räume, der Pflegeheime etc. – wo diejenigen, die unvertraut mit diesen Welten sind und sie zufällig betreten, Gefühle des Fremd-Seins erfahren können.

Beim Fußball begegnen sich die Spieler in dem Glauben, das gleiche Spiel zu spielen, müssen dann aber in der Sportausübung mit der Tatsache klarkommen, dass es kulturell unterschiedliche Interpretationen und Verständnisse des Sports gibt. So gehen etwa die Auffassungen darüber, welches Ausmaß an Körpereinsatz und körperlicher Härte erträglich und angemessen ist, weit auseinander. Das gegenseitige „Verstehen mit dem Körper“ (Bourdieu), ohne das kein Sportspiel zustande kommt, ist dann oft durch „systematisch verzerrte Kommunikation“ (Habermas) blockiert. Die Fremdheitserfahrung erhält in dieser Situation des Kampfes, des Sich-Durchsetzens, der Frage von Sieg und Niederlage, des Hungers nach Anerkennung, eine extreme Zuspitzung. In dieser Situation hoher Spannung spielen manche Fußballer am emotionalen Limit, an der Grenze dessen, was sie aushalten können. Es bedarf dann nur

noch einer Kleinigkeit, einer Geste, eines Wortes, einer lächerlichen Provokation, die das Fass zum Überlaufen bringt und einige Sportler regelrecht ausrasten lässt. Und wenn der Scherbenhaufen erst einmal vor ihnen liegt, werden aus Erklärungsnot jene populären Kategorien zu seiner Einordnung herangezogen, die allenthalben gängig sind – „die Ausländer sind schuld“, sagen die einen, und die anderen kontern mit den Vorwürfen der Ausländerfeindlichkeit, des Rassismus und Nazismus. Das trifft. Oft ins Mark und manchmal mit dem Ergebnis, dass künftige Spiele gegen denselben Gegner verweigert werden oder allein schon der Gedanke daran gemischte Gefühle erzeugt.

Was kann man tun? Zunächst einmal erscheint es wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass die Zahl der interkulturellen Begegnungen im Fußballsport enorm hoch ist. Allein in Berlin finden Woche für Woche rund 1800 Fußballspiele statt, an denen bis zu 40 000 Kicker mit Staatsangehörigkeiten aus aller Herren Ländern beteiligt sind, und die überwältigende Mehrheit dieser Spiele verläuft ohne größere Zwischenfälle.

Mit anderen Worten: Es hat sich eine relativ gut funktionierende Praxis des interkulturellen Sports etabliert. Der Fußball besitzt innerhalb der lokalen ethnisch heterogenen Sportmilieus eine ungebrochene Attraktivität. Was dennoch fehlt, ist die Entwicklung professioneller Angebote des interkulturellen Konfliktmanagements im Sport, und zwar mit entsprechenden Ausbildungs- und Trainingsprogrammen. Interessierte und betroffene Vereine hätten dann eine Anlaufstelle, an die sie sich wenden könnten. Einen Anfang gibt es bereits. Wer die Webseite des Zentrums für Türkeistudien liest, stellt fest, dass Rat suchende Sportorganisationen hier genau diese Unterstützung finden können: Konfliktlösungsstrategien nach Maß für interessierte Sportvereine.

Man könnte vermuten, dass Frauen und Mädchen aus (muslimischen) Einwandererfamilien über ein eher gering ausgeprägtes Sportinteresse verfügen. Das stimmt nur teilweise. Die Berichte von Sportlehrern und Sportlehrerinnen zeichnen oft ein differenzierteres Bild. Unter ihren Schülerinnen finden sich häufig gute Läuferinnen, Werferinnen und Fußballspielerinnen, und einige haben, ähnlich wie männliche Jugendliche, ein ausgeprägtes Interesse an Kampfsportarten. Sie beteiligen sich diszipliniert, motiviert und emotional am Unterricht, und sie zeigen eine große Begeisterungsfähigkeit. Wer von diesen Erfahrungen weiß, der versteht, dass die Dinge im Fitnesssport oft anders als im Vereinssport sind, insbesondere dann, wenn die zur Wahl stehenden Studios nur Frauen zugänglich und männlichen Blicken entzogen sind. Wenn die Geschäftsführung,

und das Übungsleiterpersonal eines solchen Etablissements dann auch noch selbst Migranten sind, stehen die Chancen gut, von verzweifelt nach geeigneten Angeboten ihres Geschmacks fahndenden Einwanderinnen angenommen zu werden. Hier ist ein expandierender Sportmarkt in der Entstehung begriffen, und er ist zur Zeit noch ungesättigt.

Glaube an das gleiche Spiel

Nicht zuletzt haben sich auch sportinteressierte muslimische Frauen zusammengetan und einen eigenen Islamischen Frauensportverein gegründet. Ihr Verweis auf den Sport als eine körperzentrierte Praxis kommt nicht von ungefähr, handelt es sich bei ihrer Religion doch um eine, die den Körper unter einer Vielzahl von Aspekten (Reinheits- und Speisegebote, Waschungen, Gebetsrituale, Fastenzeit) ins Zentrum der religiösen Praxis rückt. Eine Melange aus sich auf das Körperliche beziehenden religiösen, ästhetischen und hygienischen Motiven wird daher herangezogen, um die Pflege und Gesunderhaltung des Körpers durch Sport zu legitimieren; das Verfolgen modischer Körperideale wird hingegen eher abgelehnt. Was den Männersport betrifft, hat sich von der Öffentlichkeit fast unbemerkt ein Wandel der Sporteinstellungen innerhalb des Spektrums der islamischen Organisationen in der Bundesrepublik vollzogen. Hatten diese sich mit wenigen Ausnahmen in den siebziger und achtziger Jahren noch vom Sport, insbesondere vom Fußball, mit dem Hinweis darauf distanziert, dass Jugendliche islamischen Werten auf diese Weise entfremdet würden, so ist während der neunziger Jahren ein Wandel beobachtbar. Die Strategie besteht darin, zum Beispiel den Fußballsport in ein islamisches Umfeld zu integrieren, ihn gewissermaßen zu islamisieren. Das hat seinen Grund darin, dass Ende der achtziger Jahre ein Trend zur Abwanderung von Jugendlichen aus islamischen Organisationen zu verzeichnen war. Diese taten sich schwer mit der Jugendarbeit, und es fehlte an attraktiven Angeboten.

Diese Lücke sollen die neuen Sportangebote schließen und die Organisationen für die Jugendlichen interessant machen. Argumentiert wird unter anderem mit der weit verbreiteten Überzeugung, dass Sport eine probates Mittel sei, einem Abrutschen von Jugendlichen in die Kriminalität vorzubeugen. Als sozialer Ort, der die Gefahr des Abrutschens in besonderer Weise heraufbeschwört, gilt vornehmlich die Straße – und der Sport hole die Jugendlichen nun einmal von der Straße. Der Sportunterricht soll nicht nur die Möglichkeit enthalten, Vertrautheit mit etablierten Sportdisziplinen anzubahnen, sondern er soll sich im Sinne eines weiten, umfassenden Verständnisses der Vielfalt der Körperpraktiken und Be-

wegungskulturen öffnen, so dass er an den Alltagspraktiken der Jugendlichen ansetzen. Schulen in ethnisch heterogenen Sportmilieus könnten solche Überlegungen in besonderer Weise fruchtbar machen. Sie würden über die Empfehlungen des Kultusministeriums zur interkulturellen Erziehung und Bildung hinausgehen und Konzepte des interkulturellen Lernens für ihren Sportunterricht entwickeln. Beziehen könnten sie sich dabei auf die Vorschläge für das Bildungswesen der Zukunft, die das renommierte Collège de France bereits Mitte der achtziger Jahre entwickelt hat. Das Bildungssystem, so heißt es dort unter anderem, hätte Abschied zu nehmen von einem ethno- bzw. eurozentristischen Verständnis der Menschheitsgeschichte. Es sollte sich vielmehr der Gesamtheit der Kulturen und Weltreligionen öffnen.

Dazu gehöre auch eine Grundbildung, die Kinder und Jugendliche mit einer Vielfalt unterschiedlicher Denksysteme, Sitten und Gebräuche, unter anderem Gebrauchsweisen und Techniken des Körpers (Bewegungs-, Kleidungs-, Essgewohnheiten) vertraut mache. In einem solchen Unterricht wäre die Variabilität der Körperverständnisse nicht Hindernis, sondern ein willkommener Lernanlass. Spielerisch und mit allen kreativen Mitteln – etwa Bewegungstheater, Rollenspiele, Tanz, Pantomime – könnte man sich den in einem jeweiligen lokalen sozialen Nahraum präsenten Körperauffassungen, Techniken und -praktiken nähern. Ein solcher Sportunterricht, dem es um „die Achtung vor dem Körper“ ginge, wäre zudem ein antirassistischer Unterricht im besten Sinne.

Und zugleich würde dieser Unterricht die Schüler mit symbolischen Waffen versorgen, mit denen sie der überwältigenden Produktion immer neuer normativer Körperbilder, sei es in der Werbung, der Mode, im Sport oder in der Hygiene, der Medizin, der Ernährung, entgegentreten können. Sie könnten sich wehren gegen jene Formen einer Scham- und Minderwertigkeitsgefühle erzeugenden Gewalt. Denn „die Scham vor dem Körper sowie alle Arten kultureller Scham, die eine bestimmte Aussprache, eine Gewohnheit oder eine Neigung einflößen“ – um mit Bourdieu zu sprechen – gehören zu den heimtückischsten Formen der Herrschaft.

Bernd Bröskamp ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Gesellschaft für internationale Kultur- und Bildungsarbeit e.V. in Berlin sowie Lehrbeauftragter am Institut für Sportwissenschaft (Abteilung Sportsoziologie/Philosophie des Sports) der Freien Universität Berlin. Er ist Autor des Buches „Körperliche Fremdheit. Zum Problem der interkulturellen Begegnung im Sport“ St. Augustin: Academia Verlag 1994.